

# Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =  
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e  
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **59 (2002)**

Heft 2: **Gender Studies : Frauen- und Geschlechtergeschichte in Politik,  
Wissenschaft, Gesellschaft und Museen**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Buchbesprechungen

*Von Cyprian zur Walzenprägung. Streiflichter auf Zürcher Geist und Kultur der Bullingerzeit. Prof. Dr. Rudolf Schnyder zum 70. Geburtstag*, hrsg. v. HANS ULRICH BÄCHTOLD im Namen des Zwinglivereins und des Instituts für Schweizerische Reformationsgeschichte (= Studien und Texte zur Bullingerzeit, 2) (Achius Verlag, Zug 2001). 247 S., 14 Abb.

Als Mittelsmann zwischen Zwingliverein, Universität und Geldgebern und überhaupt als geistiger Förderer hat sich Rudolf Schnyder um die Edition des Bullinger-Briefwechsels in den letzten zwei Jahrzehnten sehr verdient gemacht. Gleichsam als Dankesgabe für diesen Einsatz ist im Umfeld der Edition eine Festschrift entstanden, die verschiedene Facetten der Bullingerzeit (und in einem Fall ihre Nachwirkung) beleuchtet. Zwei der Bearbeiter der Korrespondenz führen vor, wie schon eine kleine biographische Fussnote, von denen die Edition lebt, Ausgangspunkt für umfassende Studien sein kann (und gelegentlich auch sein muss). Es sind in mancher Hinsicht ähnliche Lebensläufe, die Rainer Henrich und Hans Ulrich Bächtold präsentieren: hier den «Luftikus» und Münzwerkregierer Hans Vogler d.J., dort den mehr lebensfrohen als -tüchtigen Schönschreiber Israël Stäheli – beide um 1530 geboren, beide begabt, aber zumindest in der Jugend weder sonderlich charakterfest noch zielstrebig. Um dem abzuweichen, rät der Basler Simon Grynaeus Bullinger, er solle Vogler zu täglichem Predigtbesuch anhalten, nachdem ein Bildungsaufenthalt in der RheinStadt wenig gefruchtet hat. Ein ähnlicher Aufenthalt in Augsburg, beim Zürcher Pfarrer Johannes Haller, verläuft nicht erfolgreicher, sondern endet vielmehr in einer heimlichen Ehe. Früh von Schulden geplagt, kommt Vogler 1562 mit der Silbergewinnung in Berührung und ungefähr gleichzeitig mit Jakob Stampfer, dem Zürcher Münzmeister. Gemeinsam mit anderen «Münzkünstlern» arbeiten sie an einer neuen Technik für die Münzenherstellung, nämlich der Walzenprägung, die 1558 erstmals in Zürich eingesetzt wird, aber noch stark verbesserungsbedürftig ist. Hauptadressat dieser Tüftler, die sich bald entzweien, ist der Kaiser, zuerst als Tiroler Landesherr. So kann Vogler 1569 in Innsbruck eine Probeprägung vorführen, und obwohl die Resultate noch nicht befriedigend sind, wird er Münzwerkregierer, leitet also den Prägevorgang an der Walzmaschine, deren brüchige Wellen schwer herzustellen und zu koordinieren sind. 1569 erhält Vogler tatsächlich ein kaiserliches Privileg, das seine Erfinderrechte für 20 Jahre garantiert – was ihn allerdings nicht von seinen finanziellen Verpflichtungen befreit. Alte Schulden in Zürich und neue Investitionen für Innsbruck, technische Schwierigkeiten und erfolgreiche Konkurrenz in Ulm betreffen den Zürcher mehr als die mittelfristige Anerkennung des Kaisers und der langfristige Erfolg der Walzenprägung, die Vogler wenn auch nicht unbedingt als Erfinder, so doch als risikofreudigen Unternehmer ausweisen.

Israël Stäheli, den Bächtold einfühlsam porträtiert, verpasst aus eigenem Unvermögen und mit etlichem Gespött die angestrebte Laufbahn im Kirchendienst, findet jedoch zeit seines Lebens immerhin bedingte Anerkennung als Kopist. Diese Tätigkeit bleibt im Zeitalter des Buchdrucks für Bücher mit geringer Auflage oder

geheimem Inhalt wichtig – etwa die «Bullinger-Zeitungen» oder die Geschichtswerke des Reformators. Stäheli arbeitet daneben auch für die anderen bedeutenden Historiker in Zürich, Josias Simler und namentlich Johannes Stumpf, sowie für Jos Ösenbry, dessen Vogeljabdbuch durch Stähelis Kalligraphie und Illustrationen eines Anonymus geschmückt wird. Nachdem aber der Thalwiler Pfarrer Ösenbry und der Schönschreiber gemeinsam das Werk dem Abt von Wettingen als Ehrengeschenk überreicht haben, vergnügen sie sich auf der Rückreise bei einer Zechtour und Nachstellungen nach Dienstmädchen – eine typische Episode für Stäheli, der vorübergehend im Bettlerturm landet und wieder einmal seine berufliche Stellung im Schuldienst kompromittiert. Die guten Beziehungen zum Bullingerkreis verhindern jeweils, dass der trinkfreudige Kalligraph ganz aus dem sozialen Netz hinausfällt, doch an seiner Verarmung und der Zerrüttung seiner Ehe zu ändern vermögen auch sie nichts.

Drei Beiträge gelten Bullinger selbst. Hans Stickelberger präsentiert dessen bekanntesten Satz «Praedicatio verbi Dei est verbum Dei», der als Marginalie beim ersten Kapitel der «Confessio Helvetica posterior» steht. Für Bullinger bedeutet dies, dass Gottes gesprochenes Wort «ganz und unverdorben» in der Bibel niedergeschrieben wurde und so auf die späteren Menschen gekommen sei: Die berufenen Diener des Herrn predigen dessen in seiner Wahrheit gesichertes Wort. Weniger offensichtlich ist dies später für Karl Barth, der das priesterliche Dilemma herausstreicht und die Distanz von Predigt und Bibel betont: Der Prediger muss als Mensch über Gott reden und kann dies in seiner Menschlichkeit doch nicht. Barth lehnt auch die bereits bei Bullinger angelegte orthodoxe Lehre von der Verbalinspiration ab, die den biblischen Buchstaben heiligt und im Glauben an dessen Evidenz die «Verborgtheit des Wortes Gottes» leugnet. Auch der Verkünder dieses Wortes muss sich, so Barth, der Niedrigkeit der menschlichen Sprache bewusst bleiben, selbst wenn im Protestantismus das gesprochene Wort, die Predigt als Kern des Gottesdienstes an die Stelle des katholischen Altarsakraments getreten ist.

Alfred Schindler zeigt, wie der Reformator auf Kirchenväter und antike Autoritäten zurückgreift, als er sich im volkstümlichen und nationalsprachlichen «Christlich Eestand» von 1540 vom gelehrten, lateinischen «De christiana foemina» des spanischen Humanisten Juan Luis Vives inspirieren lässt – aber dies für ein weniger anspruchsvolles und nicht länger «papistisches» Publikum anpasst. Kontroverse aktuelle Themen, wie etwa die konfessionelle Mischehe, fehlen, obwohl Bullinger seine Gedanken sonst nahe am Alltag der Menschen ausrichtet. Dabei helfen neben den dominierenden biblischen Erzählungen zahlreiche antike Exempla und römische, zum Teil nur indirekt vertraute Gesetze. Die Kirchenväter selbst, namentlich Cyprian und Johannes Chrysostomus, kommen erst als moralische Instanzen beim Thema «De cultu feminarum» zum Zuge; dogmatische und exegetische Fragen, für die sie sonst den Reformatoren teuer sind, bleiben in einem Ehetraktat für ein breites Publikum sekundär, und das altkirchliche Lob der Jungfräulichkeit steht für den Protestantis-

mus auch nicht im Vordergrund. Im übrigen soll der Rekurs auf die Kirchenväter dazu dienen, die nur scheinbar «neue» Kirche als eigentliche Nachfolgerin der ursprünglichen, von «papistischen» Irrtümern noch reinen Lehre und Praxis zu präsentieren.

Mit Bullingers Replik auf den «Tanngrotz» des Luzerners Hans Salat beschäftigt sich Ruth Jörg. «Tanngrotz», die kleine, verkrüppelte Tanne, ist ein Schimpfwort für die Inneren Orte, welche diese Stigmatisierung trotzig umkehren und in Salats «Tanngrotz» ihren Sprecher finden. Er beschreibt in 655 paarweise gereimten Knittelversen den Zweiten Kappeler Krieg, an deren Ende der bereits tote Zwingli in Luzern noch einmal hingerichtet wird. Bullinger reagiert mit einem – entgegen der ursprünglichen Planung – erst 1876 gedruckten Text, der grösstenteils in Prosa verfasst ist. Dem Hochmut der Sieger gelten die Warnungen des Reformators, der vorsichtig die Fünf Orte von seiner Kritik ausnimmt, sich aber engagiert gegen Salats Bild verwahrt, das Zwingli als irrgläubigen und selbstsüchtigen Verführer zum Bruderkrieg zeichnet. Gestützt auf den offiziellen Zürcher «Kurzen und wahrhaften Bericht» von 1531 reagiert Bullinger eher defensiv auf Salats Vorwürfe, die Zürcher hätten gegen die Abmachungen des Landfriedens eine Proviantssperre verfügt, die Katholiken verunglimpft und versucht, sie von ihrem Glauben abzubringen. Gerechtfertigt scheint dagegen die Kritik an den hohen Zahlen, mit denen Salat die Macht der Reformierten und damit die eigene Leistung überhöht; doch auch Bullinger ist in dieser schwierigen Materie nicht tadellos. Laut Jörg sind die sachlichen Fehler, die man Salat vorwerfen kann, nicht sehr gewichtig; allerdings wird der Luzerner an der Tagsatzung wegen Beschimpfungen angeklagt und in seiner Heimatstadt darauf während 70 Stunden um des lieben Friedens willen eingesperrt. Letztlich entscheidend ist für beide Autoren die Frage, wer den Krieg ausgelöst hat, und diesbezüglich argumentieren die beiden Kontrahenten nach dem bewährten Muster: Der andere hat zuerst zurückgeschlagen. Diese Argumentation richtet sich aber nicht gegen die Ausführungen des konfessionellen Gegners, sondern an das jeweils eigene Publikum: in Luzern als Bestätigung für den als Gotteszeichen empfundenen Sieg, im verunsicherten Zürich als Widerspruch gegen eine solche Deutung und stattdessen als Ermahnung des strengen, aber liebevollen Allmächtigen, damit man treuer auf sein Wort höre.

Bullingers Nachfolger Rudolf Gwalther ist in Emidio Campis Beitrag der Empfänger von – italienisch verfassten – Briefen des vormaligen Bischofs und 1549 emigrierten Reformators Pier Paolo Vergerio aus Capodistria. Campi ediert die 17, zumeist aus Vicosoprano geschickten Briefe der Jahre 1550 bis 1552. Dazu zählt, als einziges erhaltenes Schreiben von Gwalther selbst (und von Bullinger), ein Gutachten zugunsten des Italiens, den es vor der Rhätischen Synode offenbar vor «mordacibus et calumniatoriis quorundam literis» zu schützen gilt. Vergerio selbst erweist sich als

Bilderstürmer im bündnerischen Casaccia und als reformierter Vorkämpfer gegen «Papisten» und Täufer, aber auch als guter Informant über die zweite Tagungsperiode des Konzils von Trient. Campi vermutet, Vergerios heftiges Temperament und sein Einsatz in der psychologischen Kriegsführung zwischen den Konfessionen könnte dazu beigetragen haben, dass Bullinger seine Haltung gegenüber dem Konzil versteift.

Ebenfalls auf Gwalther, und zwar auf seine Bildgedichte, geht Kurt Jakob Rüetschi – der dritte Bearbeiter des Bullinger-Briefwechsels – im längsten Artikel des Buches ein. Es handelt sich um eine kommentierende Edition der zahlreichen, meist zwei bis sechszeiligen Gedichte, die Zwinglis Schwiegersohn für Gemälde und Münzen schuf. Ausgangspunkt ist der bekannte Wunsch des Engländers Christopher Hales von 1550, Hans Asper solle ihm Porträts von Zwingli, Oekolampad, Pellikan, Bibliander, Bullinger und von Gwalther selbst malen und zustellen. Bedenken gibt es in Zürich, ob diese Gemälde Anlass zu Bilderverehrung geben könnten, was Hales entschieden bestreitet. Übersandt werden vorerst nur die Porträts der beiden erstgenannten, bereits verstorbenen Theologen; über das weitere Schicksal der Bestellung sind wir im Ungewissen. Dank Gwalthers Gedichten, die Rüetschi aus der ZB-Handschrift D 152 erstmals wiedergibt, lässt sich nun zeigen, dass die von Hales bestellten Gemälde nur den Anfang einer Reihe bilden: Gwalther passt das Alter der Reformatoren jeweils an, je nach dem Jahr, in dem das Porträt entsteht. Von anhaltenden Zürcher Bedenken gegen Reformatorbildnisse kann man also nicht mehr ausgehen, auch wenn etliche der Gemälde inzwischen verschollen sind. Auch von Gwalthers zahlreichen weiteren Bildgedichten, die vorwiegend aus den Jahren 1540 bis 1552 stammen und von Rüetschi abdruckt werden, betreffen viele Personendarstellungen (darunter den Hugenottenführer Gaspard de Coligny), andere exemplarische, allegorische oder topographische Themen, auch Schlachtenbilder, und nicht zuletzt die schöne Wappenscheibe des Grossmünsters mit Karl dem Grossen und dem fränkischen Hausmeier, die das Titelblatt des Buches schmückt.

Der Band ist abgesehen von kleineren typographischen Unzulänglichkeiten so sorgfältig gefertigt, wie es sich gehört, aber leider nicht selbstverständlich ist; insbesondere findet sich ein Register am Ende des Buches. Allerdings vermisst man eine umfassende Würdigung des Jubilars und eine Darstellung seines Schaffens als Forscher, Vermittler und Lehrer, am Landesmuseum und an der Universität, das weit über seine Spezialisierung für Keramik hinausweist. Sich selbst präsentieren die sieben Autoren in Kurzbiographien; ein Verzeichnis der Publikationen Rudolf Schnyders, wie es für Festschriften üblich ist, hätte dem Buch kaum schlecht angestanden.

*Thomas Maissen*

\* \* \* \* \*

MATTHIAS UNTERMANN: *Forma Ordinis. Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser* (= Kunsthistorische Studien 89) (Deutscher Kunstverlag, Berlin/München 2001). 724 S., 414 Schwarzweiss-Abb., 8 Farbtafeln, 6 Übersichtskarten.

Mit seinem Buch «Forma Ordinis – Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser» präsentiert Matthias Untermann der Öffentlichkeit nun die Frucht langjähriger Forschungsarbeit. Das Buch setzt sich kein geringeres Ziel, als die Baukunst der Zisterzienser im gesamten Ausstrahlungsgebiet des Ordens von ihren Anfängen an bis in die Zeit der Spätgotik hinein zu verfolgen. Das Hauptaugenmerk liegt dabei allerdings auf den ersten rund 150 Jahren, welche die Spanne vom Beginn des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts umfassen. Schließlich war dies der Zeitraum, in dem die für die Ordensarchitektur charakteristischen Typen und Detailformen im Wesentlichen herausgebildet wurden. Dass dadurch so originelle und baukünstlerisch höchst interessante Bauten späterer Zeit, wie beispielsweise die Klosterkirchen von Salem, Sedletz, Zwettl oder Kaisheim, nur mehr oder weniger am Rande behandelt werden, mag man bedauern. Dem Anliegen des Buches, das Charakteristische zisterziensischer Bauten zu erfassen und sein Werden darzustellen, entspricht diese Schwerpunktbildung jedoch vollkommen.

Untermanns Werk gliedert sich in drei grosse Abschnitte. Der erste beschäftigt sich mit den Grundlagen zisterziensischer Bau- praxis. Dabei werden so wichtige Themen abgehandelt wie das spezifische Verhältnis der aus den Bedürfnissen der Liturgie und des monastischen Lebens erwachsenen funktionalen Ansprüche zur gebauten Architektur, oder die praktische Organisation und Durchführung der Bautätigkeit. Ausführlich dargestellt wird hier auch die Gründungsgeschichte des Ordens und seiner fünf Primar- abteien Cîteaux, Clairvaux, Pontigny, La Ferté und Morimond. Deren Baugeschichte und ursprüngliche Gestalt wird in extenso diskutiert, wobei Untermann sehr überzeugend für eine frühe Entstehung erster steinerner Klosteranlagen in Cîteaux und Clair- vaux bereits kurz nach 1120 plädiert. Diese stellen gemeinsam mit den von beiden Konventen unmittelbar vor der Mitte des 12. Jahr- hundert begonnenen vollständigen Neubauten der Kloster- kirchen sowie den Bauten der anderen Primarabteien den bau- künstlerischen Bezugsrahmen dar, auf den Untermann in den folgenden Kapiteln immer wieder rekurriert. Bemerkenswert erscheint in diesem ersten Abschnitt darüber hinaus Untermanns Zusammenstellung mittelalterlicher Äusserungen zu Architektur und Kunst der Zisterzienser. Insbesondere seine Überlegungen zu den ästhetischen Vorstellungen des heiligen Bernhard, wie sie vor allem in dessen berühmter *Apologia ad Guillelmum* aufscheinen, sind lesenswert. Offensichtlich war das Interesse des charis- matischen Ordensmannes für architektonische Details bei weitem nicht so ausgeprägt, wie die kunsthistorische Forschung immer wieder anzunehmen geneigt war. Das zeigt sich nicht zuletzt im grosszügigen Neubau der Kirche von Clairvaux, der mitsamt dem aufwendigen Umgangsschor offensichtlich noch unter dem Abba- tiat Bernhards begonnen wurde. Bernhards primäres Anliegen

sei, so Untermann, weniger die Verwirklichung eines ganz be- stimmten Kanons von Bauformen gewesen. Vielmehr sei es ihm stets darum gegangen, einen Rahmen für das «richtige» Mönchs- leben zu schaffen. Dieses sei nach den Vorstellungen des Heiligen in erster Linie durch die Regeltreue, die *rectitudo*, und die Be- scheidenheit vor Gott und der Welt gekennzeichnet. In diesem Sinne will Untermann den typischen Rechteckgrundriss vieler Zisterzienserkirchen, wie er in Fontenay noch erhalten ist und den der Autor für die erste Klosterkirche von Clairvaux rekonstruiert, als eine fast wörtliche Entsprechung zu gerade dieser *rectitudo* verstanden wissen.

Aus demselben Gedankengang heraus bezeichnet Untermann diesen Grundrissstyp konsequent als «bernhardinischen Plan». Ob die namentliche Verknüpfung mit dem Ordensheiligen angesichts dessen offensichtlichen Desinteresses an baukünstlerischen Fra- gen – die Überlieferung berichtet, der heilige Bernhard habe sich später nicht einmal mehr an die Zahl der Fenster, mit denen das Sanktuarium seiner Kirche versehen war, erinnert<sup>1</sup> – glücklich ist, mag dahingestellt bleiben. Ein zisterziensisches Charakteristikum stellt er zweifelsohne dar, und Untermanns feine Unterscheidung zwischen dem Grundrissstyp einerseits («bernhardinischer Plan») und der Struktur des aufgehenden Mauerwerks andererseits («burgundischer Typ» im Falle Fontenays und ähnlicher Bauten) ermöglicht es, das Festhalten des Ordens an dieser besonderen Form und ihre ständige Weiterentwicklung über die Jahrhunderte hinweg erkennbar zu machen. Dass es sich dabei nur um *eine* unter verschiedenen Möglichkeiten handelte, die Kontinuität und *unanimitas* der Ordensgemeinschaft, die *forma ordinis*, darzu- stellen, schmälert die architekturgeschichtliche Bedeutung dieser originär zisterziensischen Typenbildung nicht.

Im zweiten grossen Abschnitt seines Buches behandelt Unter- mann dann folgerichtig die Vielfalt der Nachbildungen, mit denen die Tochterklöster ihre Zugehörigkeit zur Ordensfamilie, insbe- sondere zu ihrer jeweiligen Filiation und den Primarabteien, zum Ausdruck brachten. Dabei behält der Autor die schon seit Dehios Zeiten vertraute und bewährte typologische Ordnung bei, ergänzt sie aber durch eine gleichzeitige chronologische Systematik. Mit dieser parallelen Betrachtungsweise gelingt es Untermann, die Fülle an Material übersichtlich zu präsentieren und Veränderun- gen der Baugewohnheiten in ihrer ganzen gestalterischen Viel- schichtigkeit nachvollziehbar zu machen. Damit kann in ein- drucksvoller Klarheit zutage treten, was die jüngere Forschung immer wieder vermutet hat: dass nämlich die Vorstellung von den Zisterziensern als «Missionare der Gotik» ein Mythos der Kunst- geschichte ist. Im Gegenteil erweist sich die Baukunst der Zister- zienser aufgrund ihres Strebens nach einer einheitlichen Er- scheinung der Bauten und der damit einhergehenden ständigen Orientierung an den Primarabteien im Lauf der Zeit als zuneh- mend konservativ und in wesentlichen Zügen der burgundisch- mittelfranzösischen Spätromantik verpflichtet. Innovative Ele- mente sind hingegen häufig den Anregungen benachbarter Dom- bauhöfen zu verdanken, auf deren planerischen und personellen Fundus die Zisterzienser immer wieder zurückgegriffen haben<sup>2</sup>.

Im dritten und letzten Abschnitt fasst Untermann die gewonnenen Erkenntnisse nochmals zusammen und versucht, dem tieferen Sinngehalt der Formen in einer Gesamtschau auf die Spur zu kommen. Formeln und Zitate in der Typenbildung wie im Detail werden auf ihre Qualität als Bedeutungsträger hin abgeklopft. Dass der Autor hierbei vorsichtig und zurückhaltend argumentiert, anstelle sich ikonologisch-modischer Spekulation hinzugeben, erscheint am Ende dieses *opus magnum* als besonders wohlthuend.

So bleibt rückblickend betrachtet wenig, was man – abgesehen von kleinen Detailfehlern, wie sie bei einem Werk von solchem Umfang unvermeidlich erscheinen – an Untermanns Buch kritisieren möchte. Der Autor hat eine seriöse, genaue und an Einzelbeobachtungen reiche Gesamtdarstellung gegeben, welche die üppigen Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte fruchtbar miteinander verbindet. Damit, und nicht zuletzt auch aufgrund der grosszügigen, qualitätvollen Bebilderung, wird Untermanns Zisterzienserbuch für viele Jahre die Referenz schlechthin darstellen. Zwar ist es nicht unbedingt als Handbuch konzipiert, doch wird es in der Praxis diese Rolle einnehmen. Da dies vorauszu- sehen war, hätte man sich vielleicht einen katalogartigen Anhang

ähnlich dem in Dieter Kimpel und Robert Suckales Band zur Gotik in Frankreich gewünscht, oder wenigstens ein stärker strukturiertes Register sowie eine nach Bauwerken und Themen geordnete Bibliographie.

Nichtsdestoweniger hat Matthias Untermann mit «*Forma Ordinis*» der Fachwelt einen grossen Dienst erwiesen und eine während langer Zeit als schmerzlich empfundene Lücke in der kunstgeschichtlichen Literaturlandschaft geschlossen.

Marc Carel Schurr

<sup>1</sup> Diese Aussage in Wilhelm v. St.-Thierrys *Vita Bernardi prima* zitiert Untermann auf S. 121, Anm. 14.

<sup>2</sup> Als Beispiele seien, Untermann folgend, genannt: Fountains-York, Walkenried-Magdeburg, Longpont-Soissons, Ebrach-Bamberg, Altenberg-Köln; die Reihe liesse sich fortsetzen.

\* \* \* \*

#### Hinweis

Die in diesem Heft abgedruckten Beiträge des Kolloquiums «Gender Studies. Frauen- und Geschlechtergeschichte in Politik, Wissenschaft, Gesellschaft und Museen» werden auch als Band 1 der vom Schweizerischen Landesmuseum neu herausgegebenen Schriftenreihe «Blickpunkt Kultur und Gesellschaft» erscheinen.